

Liebe Gemeinde,

wir befinden uns irgendwo in den frühen Jahren des Christentums. Es war eine Zeit großer Erwartungen für die noch jungen Gemeinden, die erst langsam zu dem wurden, was man eines Tages „Kirche“ nennen würde. Eine dieser Erwartungen richtete sich auf die baldige Wiederkehr Jesu Christi. Man war der Meinung, dass Christus die Seinen nach Kreuzigung und Auferstehung nur für eine kurze Zeit verlassen hatte. Aber bald würde er wiederkommen, vom Himmel herab, und sein ewiges Reich errichten. Ein Reich, in dem es kein Leiden und keinen Tod mehr geben würde – jedenfalls nicht für diejenigen, die an ihn glaubten. Da wollte man dabei sein, das wollte man mit eigenen Augen sehen – und leben.

Aber nun ging die Zeit dahin, und das Warten wurde lang. Und was noch schwerer wog: Menschen starben, ohne dass Christus wiedergekommen war. Was würde nun aus denen werden? Waren sie etwa verloren? Hatten sie den entscheidenden Moment verpasst? Und was erst, wenn die Wiederkehr noch länger auf sich warten ließe und noch mehr Menschen sterben würden?

Viel stand auf dem Spiel. Es bestand die Gefahr, dass diesen jungen Gemeinden ein Fundament ihres Glaubens abhanden kommen würde – nämlich die Überzeugung, dass der Tod besiegt war. Für diese frühen Christen war es wesentlich, dass die alte und verbrauchte Welt überwunden war. *Das* war die befreiende und belebende Botschaft, die Menschen zum christlichen Glauben hinzog. Aber das war nun mit einem Mal fraglich geworden.

In dieser Situation erreichte diese Gemeinden ein Brief, der Antworten geben sollte. Ein apostolischer Brief. Wer ihn geschrieben hat, wissen wir nicht genau. Allerdings schreibt der unbekannte Autor im Namen keines Geringeren als des Apostels Petrus. Ich lese aus dem 3. Kapitel des 2. Petrusbriefs:

*Eins aber sei euch nicht verborgen, ihr Lieben, dass ein Tag vor dem Herrn wie tausend Jahre ist und tausend Jahre wie ein Tag. Der Herr verzögert nicht die Verheißung, wie es einige für eine Verzögerung halten; sondern er hat Geduld mit euch und will nicht, dass jemand verloren werde, sondern dass jedermann zur Buße finde. Es wird aber des Herrn Tag kommen wie ein Dieb; dann werden*

*die Himmel zergehen mit großem Krachen; die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen, und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden nicht mehr zu finden sein. Wenn nun das alles so zergehen wird, wie werdet ihr dann dastehen in heiligem Wandel und frommem Wesen, <sup>12</sup>die ihr das Kommen des Tages Gottes erwartet und ihm entgegeneilt, wenn die Himmel vom Feuer zergehen und die Elemente vor Hitze zerschmelzen. <sup>13</sup>Wir warten aber auf einen neuen Himmel und eine neue Erde nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnt.*

Das sind gewaltige Worte, die eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen können – wie das bei vielen großen Worten so ist. Wenn man genau hinsieht, bestehen diese Zeilen aus einer Reihe von Zitaten aus biblischen Büchern. Tausend Jahre sind für Gott wie ein Tag – das stammt aus Psalm 90. Der Briefeschreiber will damit offenbar sagen, dass die Zeit des Wartens auf die Wiederkehr Christi, die zermürend lang erscheinen musste, in Gottes Zeitgefühl nur ein Moment ist. Dann ermahnt der Briefeschreiber seine Gemeinde, dass der Jüngste Tag so unangemeldet kommen wird „wie ein Dieb.“ Das geht vermutlich auf ein Wort von Jesu zurück, der selbst angekündigt hatte, dass das Reich Gottes wie ein Dieb in der Nacht kommen würde. Und schließlich ist vom neuen Himmel und der neuen Erde die Rede, die Gott schaffen wird, nachdem der alte Himmel und die alte Erde untergegangen sind. Das stammt aus dem Buch des Propheten Jesaja.

Es ist fast so, als wollte dieser Briefeschreiber sagen: „Was es auf eure Fragen zu sagen gibt, steht schon in der Bibel. Mehr muss man und mehr kann man eigentlich nicht sagen.“ Ob er damit Erfolg hatte? Ob er der Gemeinde den Zuspruch geben konnte, die sie brauchte, als Menschen starben und Christus nicht wiedergekommen war? Wir wissen es nicht. Aber wir lesen diesen Brief heute zu einer Zeit des Kirchenjahres, die uns mit unseren eigenen Fragen nach dem Ende des Lebens und dem „Danach“ konfrontiert. Diese Fragen sind andere als die der Christinnen und Christen von damals. Mit der baldigen Wiederkehr Christi rechnen heute wohl nicht mehr allzu viele Menschen. Aber es bleibt dabei: Menschen sterben, Menschen gehen von uns, und wir wissen nicht wohin.

Es ist die Zeit des Jahres, in der man die Gräber dieser Menschen aufsucht und die Erfahrung von Verlust und Endlichkeit an sich heranlässt. Zu Gräbern gehen hat etwas Beruhigendes, weil der Tod dort geordnet, fast behütet aussieht. Aber für mich sind Spaziergänge über den Friedhof auch immer ernüchternd und so gar nicht tröstlich. Der Friedhof, den ich heute am Ewigkeits- oder Totensonntag besucht hätte, ist der meiner Heimatstadt, Ludwigsburg bei Stuttgart. Ich könnte entlang der Grabsteine und der Namen, die darauf stehen, fast meine gesamte Kindheit und Jugend erzählen: mein Klassenlehrer in der Grundschule liegt dort begraben, meine Fahrlehrerin, ein Klassenkamerad, der sich später das Leben nahm – so viele Menschen, mit denen sich mein Lebensweg einmal berührt hat. Jedes Mal bleibe ich auch am Grab einer langjährigen Freundin meiner Familie stehen, die so etwas wie eine zweite Oma für mich war. Sie und ihr Mann hatten mich zum ersten Mal in eine Oper mitgenommen – es war die Zauberflöte –, und damit eine Leidenschaft geweckt, die bis heute anhält. Diese Frau stammte aus Dresden und war in den Wirren des Zweiten Weltkriegs in den Westen gekommen, während ihre Familie im Osten blieb. Kommenden April werden es zwanzig Jahre, dass sie starb. Die Ruhezeit wird dann vorbei sein und das Grab mit dem schmiedeeisernen Kreuz wird aufgelassen werden. Und danach wird es keine Spur mehr von dieser bemerkenswerten Frau geben. Das ist das eigentlich Traurige am Tod – nicht nur dass Menschen sterben, sondern dass auch die Spuren und die Erinnerungen, die sie hinterlassen, immer schwächer und lebloser werden. Vielleicht gehört auch das zu den Ernüchterungen dieser Zeit des Jahres: die Erfahrung, dass wir die Verstorbenen nicht festhalten, sie nicht lebendig halten können – auch nicht in unseren Gedanken und Erinnerungen.

Liebe Gemeinde, ich frage mich: Wenn heute jemand einen Brief schreiben würde – einen Brief wie der, aus dem unser Predigttext stammt, was müsste da drinstehen? Was würde Menschen heute erreichen, abholen, vielleicht sogar trösten und stärken?

Es wäre kein leichtes Unterfangen, einen solchen Brief zu schreiben. Die Forschungsgruppe Wahlen führte im September letzten Jahres eine Umfrage durch und wollte wissen, wie viele Menschen in der Bundesrepublik Deutschland an ein Leben nach dem Tod glauben. Diese Frage wurde Menschen gestellt, die sich am Ende ihres Lebens in Hospizen und in palliativer Versorgung

befanden, und auch deren nächsten Angehörigen. Die Ergebnisse waren so, wie man sie fast hätte erraten können: 55% der Befragten, also die große Mehrheit, waren der Meinung, dass mit dem Tod alles zu Ende sei. Nach dem Tod ist wie vor der Geburt – eben nichts. Oder wie es Karl Lagerfeld einmal auf seine schnoddrige Art ausdrücken konnte: „Es fängt mit mir an, und es hört mit mir auf. Ist doch in Ordnung so!“ 38% gaben an, dass sie mit einem „Leben“ oder vielleicht besser „Sein“ nach dem Tod rechneten. Aber nur 5% innerhalb dieser Gruppe hatten eine konkrete Vorstellung davon, was das sein könnte – etwa wieder mit den Menschen vereint zu sein, die man liebhatte. Und nur ganz vereinzelt kamen noch Restbestände christlicher Doktrin durch, wie die Auferstehung der Toten und das Gericht zu ewigem Leben oder ewiger Verdammnis.

Es wäre also nicht leicht, heute noch einmal einen Brief zu schreiben, wo die meisten Menschen – und das schließt Christinnen und Christen ein – offenbar damit leben können, nicht mehr allzu viel von einem Leben nach dem Tod zu erwarten.

Wenn ich nochmal auf unseren Predigttext schaue, dann bleibe ich an dem Wort aus Psalm 90 hängen, das dort zitiert wird: „Tausend Jahre sind vor Gott wie der Tag, der gestern vergangen ist.“ Für uns Menschen fällt die Zeit unweigerlich auseinander: Das Vergangene driftet weg, wird Geschichte und verblasst. Es mögen Jahrzehnte, Jahrhunderte oder Jahrtausende sein, aber irgendwann ist alles einmal so lange her, dass es schon fast nicht mehr wahr ist. Unser Leben spielt sich in einem schmalen Zeitfenster ab, das wir Gegenwart nennen. Was vor diesem Zeitfenster liegt wissen wir nicht, und was aus diesem Zeitfenster herausfällt, verlieren wir. Wir können die Zeit nicht zusammenhalten.

Bei Gott ist das anders. Die biblischen Zeugnisse sprechen davon, dass Gott das Wesen ist, das in der Mitte der Zeit steht. Alle Zeiten – Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges – drehen sich um Gott, versammeln sich um ihren Schöpfer. Gott verliert nichts und Gott vergisst nichts. Das Verstorbene und Vergangene ist im lebendigen Gedächtnis Gottes immer noch gegenwärtig.

Mir fällt dazu ein weiterer Psalmvers ein, an den vielleicht auch unser Briefeschreiber gedacht hat. In Psalm 84 betet jemand zu Gott mit den Worten: „Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als sonst tausend.“ In der Wahrnehmung dieses Beters beginnt sich in der Nähe Gottes die Zeit gleichsam zu dehnen. Ein Tag ist dann wie sonst tausende. Und so trägt jeder Moment, der für uns unweigerlich vergeht, vor Gott die Spur der Ewigkeit in sich. Darin liegt gewiss ein Trost für uns selbst und für die Menschen, an die wir heute denken. Damit sind nicht alle Fragen gelöst. Denn was Gott aus all dem machen wird, was ihm vor Augen steht – aus all den Zeiten, aus allem Leben und Sterben, aus aller Freude und allem Leid, das bleibt Gottes großes Geheimnis.

Unser Briefeschreiber deutet eine Hoffnung an, die die biblischen Autoren in ihren kühnsten Momenten zu denken gewagt haben: Aus dem, was einmal war, wird Gott einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen. Was für uns vergangen und verloren ist, ist für Gott der Stoff einer neuen Welt. Das Bild eines neuen Himmels und einer neuen Erde ist Ausdruck einer Sehnsucht, die in der Bibel immer wieder durchbricht. Getragen wird diese Sehnsucht von der Gewissheit, dass Gott im Kommen und Gehen der Welt, im Leben und Sterben immer noch der Schöpfer bleibt.

Aber vielleicht braucht es nicht immer das ganz große Bild, die ganz große Vision von einer neuen Welt. Vielleicht genügt auch eine bescheidenere. Hoffnung. Ich möchte schließen mit einem letzten Psalmwort, das in verblüffender Schlichtheit das auf den Punkt bringt, um was es heute, am Totensonntag/am Ewigkeitssonntag geht. In Psalm 31 betet jemand mit den Worten: „Ich aber, HERR, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott! Meine Zeit steht in deinen Händen.“

Meine Zeit, meine Lebensgeschichte, mein Jungsein, mein Altern, mein Leben, mein Sterben – all das ist in Gottes Hand, der Hand des Schöpfers. Auch das lässt vieles offen. Gibt es ein Leben nach dem Tod? Werden ich wieder mit denen zusammen sein, die mir wichtig waren? Und wenn ja, wie wird das dann überhaupt sein? Es gehört zu unserer Endlichkeit, dass wir mit diesen offenen Fragen leben – und sterben – müssen. Aber eines ist sich der Glaube gewiss. Was auch immer aus uns und den Menschen wird, an die wir heute denken: All das ist keinem sinnlosen Treiben und auch keinem blinden Schicksal überlassen.

Ich hatte eingangs Karl Lagerfels Bonmot zitiert: „Es fängt mit mir an, und es hört mit mir auf.“ Für viele Menschen mag darin ein Trost liegen: Ich bin mir selbst genug, und wenn ich dann zu Ende bin, dann reicht es auch. „Meine Zeit steht in deinen Händen“ drückt eine andere Hoffnung aus. Was ich von mir weiß, ist nicht alles, was es von mir zu sagen gibt. Was ich bin, ist nicht alles, was möglich ist. Und mein Bewusstsein ist ganz bestimmt nicht die Definition von Wirklichkeit. Meine Zeit, mein Leben und Sterben, gehört in die barmherzige Hand dessen, den keine Zeit begrenzt. Mehr braucht es nicht. Das genügt.

Amen.